

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 28 (1920)

Heft: 24

Artikel: Bilder aus dem Weltkrieg und der Revolution in Russland [Schluss]

Autor: A.C.K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilder aus dem Weltkrieg und der Revolution in Rußland.

Tagebuchblätter einer Krankenschwester. Von A. Ch. K.

(Schluß.)

Petersburg, Sommer 1918.

Allmählich wurden die Lebensmittel auch in den Hospitälern knapp und eines nach dem andern wurde geschlossen. Wer nur irgend konnte floh vor dem Hunger aus Petersburg. Ich beschloß, zu meinen Angehörigen nach Riga zu fahren. Verhältnismäßig schnell bekam ich die Einreiseerlaubnis, während ich mich einen ganzen Monat hindurch bei der Räteregierung vergeblich um die Ausreiseerlaubnis aus Petersburg bemühte. Ich wurde von Palais zu Palais geschickt, aber die verschiedenen Slinglinge, die dort hohe, verantwortungsvolle Posten bekleideten, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine solche Erlaubnis überhaupt nicht gegeben werden dürfe.

Anfangs Juli war ich dieses Spiels müde und beschloß, wie so viele andere, auf gut Glück zu fahren. Ich nahm ein Billett nach derjenigen Station hin, bis zu welcher ohne besondere Erlaubnis gefahren werden durfte, und blieb dann ruhig sitzen, während der Zug weiterging. Niemand bekümmerte sich um mich. Einmal erschien ein Kondukteur, um die Billette zu revidieren, ich zeigte ihm meines und fragte ihn, ob ich nicht nachträglich ein Billett zur Weiterfahrt lösen könne. Er schmunzelte vergnügt und sagte, daß das keine Eile habe. Kurz vor der Endstation könne die Sache in Ordnung gebracht werden. Endlich war auch diese erreicht und nun erschien ein Offizier der Roten Garde (Gendarmerie) zur Revision. Beim Anblick meines Billetts machte er zwar ein recht verblüfftes Gesicht, als ich aber ruhig erklärte, den fehlenden Betrag gern nachzahlen zu wollen, beauftragte er den Kondukteur, das Geld in Empfang zu nehmen. Es kostete nicht wenig, aber ich war froh, unbehelligt weiterreisen zu dürfen, und gab dem menschenfreundlichen Kondukteur ein reichliches Trinkgeld.

Etwas aufregend gestaltete sich die Fahrt durch die neutrale Zone. Trotz dem herrlichen Frieden von Brest-Litowsk wurde unser Zug zweimal von Rotarmisten angehalten und untersucht. Als wir schließlich einfach weiterfahren, piffen die Kugeln von allen Seiten hinter uns drein.

In Pskow deutsche Truppen und deutsche Ordnung im guten und im bösen Sinn dieses Wortes. Nachdem ich die nötigen Papiere erhalten hatte, geimpft und lausfrei erklärt worden war, ging es nach zweitägigem Aufenthalt weiter.

Riga, Juli 1918.

In Riga Erstaunen und Freude meiner Angehörigen über meine Ankunft. Natürlich schien uns aus Petersburg Kommenden Riga ein wahres Schlaraffenland zu sein. Markt und Läden voller Lebensmittel zu durchaus mäßigen Preisen. Nirgends blasse, verhungerte Gesichter, im Gegenteil, alle frisch und wohlgenährt. Überall deutsche Ordnung. Ja, „Ordnung bis zum Erbrechen“, sagte mir in dieser Zeit jemand. Das war ein hartes, aber wahres Wort. Unter dem Schutz deutscher Ordnung konnte man zwar ruhig an Ort und Stelle seinem Beruf nachgehen, mußte man aber auch nur einige Stationen fahren, dann waren zahllose Papiere dazu nötig. Wochen hindurch gab es Laufereien von Behörde zu Behörde. Stunden ermüdenden Wartens in endlos langen Reihen. Endlich erhielt man die Erlaubnis, die paar Kilometer zurücklegen zu dürfen. Diese Maßregel sollte nach Möglichkeit das Eindringen von Spionen, Bolschewisten und Schleikhändlern verhindern. Als ob diese die deutschen Papiere brauchten! Die drückten einfach Barengeld in die Hände der Rotarmisten, Dstrubel in die der deutschen Posten und kamen schnell und unbehelligt überall durch.

Auch die Ausweisscheine der jüdischen Händler bestanden fast ausschließlich in Zarengeld und Ostrubeln. Nur die schwerfälligen lettischen Deutschen und die alten lettischen Bauern glaubten noch an die Unbestechlichkeit des deutschen Soldaten.

Mir war die Verwaltung eines in Lettgallen gelegenen Gutes übertragen worden. Als ich ankam, war gerade die Heuernte in vollem Gang. Fleißig arbeiteten die lettischen Bauern in ihren Dörfern und auf den Gütern, während die russischen sich müßig auf den Landstraßen herum trieben. Sie warteten auf das Kommen der „Freiheit, zu rauben und zu plündern“, die mit den Bolschewisten zugleich einziehen sollte. Als nach einem Monat weder die Bolschewisten noch die „Freiheit“ kam, da wurden sie nachdenklich, und als noch ein Monat verging, da waren sie alle eifrig bei der Arbeit.

Die Deutschen hatten hier vernünftigerweise nur für das an sie abzuliefernde Getreide, Vieh usw. bestimmte Preise festgesetzt. Der Rest konnte im freien Handel verwertet werden. So kam jeder zu seinem Recht und alle Teile waren zufrieden.

Ganz töricht waren die deutschen Vorschriften über den Flachshandel. Sie schrieben etwa fünf verschiedene Sortimenten vor, während die lettischen Bauern all ihren Flachs in zwei Sortimenten verarbeitet haben. Natürlich war ein Umarbeiten ausgeschlossen. Anstatt nun den Flachs zu nehmen wie er war, um die Bedürfnisse ihrer Textilindustrie einigermaßen zu befriedigen, ließen die Deutschen ruhig riesige Vorräte an Flachs in den lettischen Dörfern verfaulen.

Auf allen Gütern war deutsches Militär einquartiert. Mit Staunen sah ich, wie schlecht die Kost der Mannschaft war.

Oktober, November 1918.

Plötzlich bekam das deutsche Militär schlechte Nachrichten. An allen Ecken und Ranten geriet die deutsche Front ins Wanken. Ein

wildes Durcheinander. Der deutsche Kaiser mußte fliehen. Deutschland war Republik.

Eines schönen Tages hieß es: „Die Deutschen ziehen alle ab!“ In einer halben Stunde war unsere Einquartierung fort.

Die polnischen Gutsbesitzer verließen ihre Güter, nachdem sie in großer Eile die Ernte und den ganzen Hausrat verkauft hatten. Nur die kahlen vier Wände ließen sie zurück. Anders die russischen und deutschen Gutsbesitzer. Diese waren so töricht, allen Ernstes zu glauben, daß nach dem Abzug der Deutschen — England und Frankreich für geordnete Verhältnisse sorgen würden. Diesen Glauben mußten sie mit dem Verlust ihres Vermögens bezahlen.

Gegen Ende November rückten die Roten heran. Nun mußten nicht nur die letzten Gutsbesitzer, Verwalter und Förster flüchten, sondern auch die gesamte Intelligenz, gleichviel, ob es Letten, Deutsche, Russen, Polen oder Juden waren.

Die weiße Armee, die sich den Roten entgegenstellen sollte, lief davon und zog plündernd von Gut zu Gut, von Dorf zu Dorf.

Eigentlich bestand kein Unterschied zwischen den Weißen und den Roten. Söldner waren die einen, Söldner die andern. Heute dienten sie hier, morgen da. Die Aussicht auf Beute und Raub veranlaßte sie, in den Dienst der Weißen oder der Roten zu treten. Jemand eine persönliche politische Ueberzeugung hatten nur einzelne wenige. Politisch klüger und geschickter waren aber fraglos die Roten. Wo sie hinkamen, sorgten sie wenigstens in der ersten Zeit für eine gewisse Ordnung und machten den willkürlichen kleinen Plünderungen durch sofortiges Erschießen der Schuldigen ein Ende. Wenn sie plünderten und raubten, geschah es im Namen der Räterepublik und im großen Stil. Mit Kleinigkeiten gaben sie sich nicht ab.

Riga, Dezember 1918—Juni 1919.

Riga bot das Bild eines wilden Durch-

einanders. Die deutschen Truppen waren in vollem Abzug begriffen und machten den Eindruck vollständiger Disziplinlosigkeit. Sie wollten das Weihnachtsfest um jeden Preis zu Hause feiern. Alles andere war ihnen egal. Mit ihnen zugleich verließ der wohlhabende Teil der Bevölkerung die Stadt und floh ins Ausland.

Es bildete sich eine provisorische lettische Regierung, die alle ruhigen Elemente, gleichviel welcher Nationalität, um sich scharen und Stadt und Land vor den Roten schützen wollte. Den zurückgebliebenen reichsdeutschen Soldaten wurde das Ansiedelungsrecht zugesagt, wenn sie gegen die Roten mitkämpfen würden. Die Roten rückten heran und diese Regierung mit ihren Letten, baltischen Deutschen und reichsdeutschen Soldaten lief nach Kurland davon.

Von den englischen Kriegsschiffen wurden einige demonstrative Kanonenschüsse abgegeben und eine Abteilung gutgekleider und noch besser genährter englischer Matrosen marschierte zur Beruhigung des Publikums durch die Hauptstraßen Rigas. Dann liefen aber auch die Engländer in größter Eile davon.

Zwei reichsdeutsche Dampfer nahmen nicht nur die letzten deutschen Truppenteile auf, sondern auch denjenigen Teil der Bevölkerung Rigas, der um keinen Preis in die Hände der Roten fallen wollte.

Unterdessen standen an allen Straßenecken Knaben und Burschen und feuerten ihre Gewehre in die Luft ab. Die Kugeln pfiffen nach allen Seiten. Das war die sogenannte Miliz, die auf diese Weise für die Sicherheit der Bevölkerung sorgte.

Es begann ein wildes Plündern aller Getreidespeicher und der von den reichsdeutschen Truppen zurückgelassenen Vorräte. Die Roten zogen ein und machten diesen Plünderungen ein Ende.

Riga unter der Herrschaft der Roten,
3. Januar—22. Mai 1919.

Nach allen Aufregungen kam unter der

Herrschaft der Roten zunächst eine Zeit der verhältnismäßigen Ruhe und Ordnung. Nur die Wohnungen der geflohenen Kapitalisten wurden sofort besetzt und ihre Möbel und Sachen davongeführt.

Die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen, mußte sich zu irgendeinem Berufszweig anschreiben und in die Dienste der Roten treten. „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, war die Parole des Tages.

Wer ohne Arbeitsnachweis angetroffen wurde, mußte zur Strafe die Straßen kehren oder die schmutzige Wäsche der an Flecktyphus Erkrankten waschen.

In allen Kirchen wurden politische Versammlungen abgehalten. Oesterreichische, reichsdeutsche und lettische Kommunisten hielten donnernde, blutrünstige Reden gegen den elenden Kapitalisten, der nun lange genug das Blut des armen Volkes getrunken habe. Einer der Redner, ein österreichischer Gärtnerbursche, faßte die Sache etwas gemüthlicher auf, indem er riet, einen dicken Strich hinter alles Gewesene zu machen und gemeinsam als gleichberechtigte Bürger eines freien Staates an die Arbeit zu gehen. Nach ihm bestieg ein Vertreter der deutschen Intelligenz die Kanzel und führte aus, daß die deutsche Bevölkerung nie vor redlicher Arbeit, gleichviel welcher Art, zurückgeschreckt sei. Auch jetzt sei sie bereit, zu arbeiten, um sich den nötigen Lebensunterhalt zu schaffen, aber man müsse ihr Gelegenheit zur Arbeit geben, damit sie nicht gezwungen sei, zu verhungern. Diese Worte zündeten. Von allen Seiten ertönte aus der gedrängt vollen Kirche der verzweifelte Ruf: „Arbeit! Arbeit!“

Die Worte: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“, wurden so strikte durchgeführt, daß gleich in der ersten Zeit nach dem Einzug der Roten eine Reihe älterer, arbeitsunfähiger Personen Selbstmord beging, um nicht die Qualen des langsamen Verhungerns durchzumachen.

Der unter der Herrschaft der Deutschen mit

Lebensmitteln reich versehene Markt war mit einem Schlag davon vollständig entblößt. Auch aus den Läden verschwanden alle Lebensmittel schnell, nachdem sie schwindelnd hohe Preise erreicht hatten. Man erhielt eine Hand voller Lebensmittelmarken, aber keine Lebensmittel dafür. Der Schleichhandel blühte. Das war noch ein Glück, sonst hätte die gesamte Bevölkerung verhungern müssen.

Wer im Dienst der Roten eine Anstellung gefunden hatte, erhielt ein Gehalt von 500—700 Rubel monatlich. Dabei war es ganz gleich, ob man Scheuermagd, barmherzige Schwester, Arzt, Ingenieur oder Straßenlehrer war. Für dieses Geld konnte der einzelne sein Leben fristen und die teuren Preise der im Schleichhandel gekauften Lebensmittel bezahlen. Der unglückliche Familienvater aber, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, der mußte ein Stück seines Hausrats nach dem andern in die Hände des Schleichhändlers wandern lassen.

Nach einer Zeit der Milde gingen die Roten bald mit der größten Strenge vor. Das Geld in den Banken wurde einfach konfisziert. Hatte jemand seine Silberfachen in Safes sichergestellt, so mußte er mit seinem Schlüssel erscheinen und durfte einige Schlüssel zu seinem eigenen Gebrauch herausnehmen. Das übrige wurde konfisziert.

Es wurde genau vorgeschrieben, wieviel Kleider und Möbel jeder behalten durfte, z. B. nicht mehr als drei Hemden, einen besseren Anzug und einen Arbeitsanzug usw. Alles übrige mußte bei hoher Strafe angezeigt werden und wurde allmählich weggenommen. Da von diesen Maßnahmen nicht nur Deutsche, sondern auch Juden und Letten betroffen wurden, so war die Erbitterung gegen die Roten bald eine ziemlich allgemeine.

Weit schlimmer aber als der Kampf der Roten gegen die Kapitalisten, d. h. gegen alles, was irgendwas besaß, war der Rachekampf des von wildem Deutschenhaß erfüllten Teils der lettischen Bevölkerung. Deutsche

und Letten, jedes ein tüchtiges, arbeitsliebendes Volk, konnten nur darum nicht friedlich nebeneinander leben, weil jedes unbedingt über das andere herrschen wollte. Früher hatten die Deutschen geherrscht, jetzt wollten es die Letten tun, vorher aber sich für alle ihrer Meinung nach erlittenen Ungerechtigkeiten rächen. Zum Vorwand dieses Rachefeldzuges diente das Verhalten eines Teils der baltischen Deutschen nach der Revolution 1905. Es wurden Listen mit den Namen der angeblich dabei irgendwie Beteiligten angefertigt und nun füllten sich die Gefängnisse mit Frauen und Männern aller Gesellschaftskreise.

In aller Stille wurden ganze Gruppen dieser Gefangenen zum Tode verurteilt. Sie mußten zuerst ihr Grab selbst schaufeln, dann wurden sie neben demselben erschossen, hineingeworfen, das Grab wurde zugeschaufelt und dem Erdboden gleichgemacht.

Auf irgendeine persönliche Denunziation hin wurden ganze Familien erschossen und ihre Leichen tagelang liegen gelassen.

Überall auf den Straßen sah man bewaffnete lettische Frauen mit blassen, fanatischen Gesichtern. Immer wieder wurde erzählt, daß sie diejenigen seien, welche die wehrlosen Gefangenen erschossen hätten, während die lettischen Männer sich meist geweigert hätten, diese Greuelthat zu begehen. Ich persönlich glaube nicht an eine besondere Schlechtigkeit und Grausamkeit der lettischen Frau und einen besonderen Edelmut des lettischen Mannes, wohl aber, daß der lettische Mann vorsichtiger und weitsichtiger war und für den Fall des Abzuges der Roten nicht zu sehr kompromittiert dastehen wollte.

Aus demselben Grund traten die zahlreichen Juden, die in Rußland begeisterte Anhänger des Kommunismus gewesen waren, hier in Riga nicht offiziell der kommunistischen Partei bei, sondern schrieben sich in den Listen ein als Parteiloze, Sozialdemokraten oder Sozialrevolutionäre. Dieses Verhalten der Juden war ein guter Barometer dafür, daß es hier

in Riga mit der Sache der Roten nicht gut stand.

Alle Männer Rigas bis zum 50. Lebensjahr wurden mobilisiert und in die rote Armee eingereiht. Man nannte diese Bataillone scherzweise die „Radieschen“, weil sie von außen rot aber von innen weiß seien.

Unterdessen kämpften die in Kurland befindlichen Weißen gegen die Truppen der Roten mit wechselndem Erfolg. Das unglückliche Mitau ging aus einer Hand in die andere über. Schließlich nahmen die Weißen dasselbe wieder ein und drohten unklugerweise, die zurückgebliebenen Angehörigen der Roten zu erschießen, wenn noch weitere Erschießungen deutscher Gefangener in Riga erfolgen würden. Die Antwort darauf waren sofortige Massenerschießungen in Riga. In manchen Stadtteilen Rigas wurden ganze Häuser ausgeräumt und die Einwohner ins Gefängnis geworfen. Juden, Bürgerliche und Nichtbalten wurden meist nach einigen Tagen entlassen, aber die Glieder des baltischen Adels und sämtliche evangelischen Pastoren wurden zurückgehalten.

Riga glich immer mehr einer toten Stadt. Fast sämtliche Läden waren geschlossen und durch die einst so belebten Straßen schlichen sich einzelne schäbig gekleidete menschliche Gestalten.

Ein wunderbar schöner Frühling zog in das Land, aber niemand sah ihn. Wilde Blutgier verdunkelte die Augen der einen, Tränen des Grauens über hingemordete Angehörige verschleierten die Blicke der andern.

Und der Hunger, der schreckliche Hunger, sog wie ein Vampyr am Lebensmark aller.

In der Apotheke eines städtischen Hospitals hatte ich Anstellung gefunden. Außer uns drei Deutschen waren fünf Juden und ein Pole dort beschäftigt. Wir hielten diese ganze schwere Zeit über gute Kameradschaft.

Der Direktor des Hospitals war ein Lette, die übrigen Ärzte und Schwestern Letten, deutsche Russen und Polen. Gleich schwer

lasteten auf allen die Torheiten des Kommunismus. Nur dann durften wir z. B. aus der Apotheke auf ein ärztliches Rezept hin die Medizin verabfolgen, wenn neben dem Namen des Arztes derjenige einer Krankenschwester prangte, die Gehilfin unseres Kommissars war.

Junge lettische Ärzte hatten sich einst betrunken. Sofort wurden sie ins Gefängnis geworfen und erst auf dringendes Bitten einiger Schwestern durch den Kommissar wieder befreit. Deutsche Ärzte und Schwestern wurden oft ohne jeglichen Grund ins Gefängnis abgeführt. Die lettischen Kollegen traten meist energisch für ihre Freilassung ein und die Befreiten erhielten sofort ihren Posten wieder.

Alle Krankenhäuser waren überfüllt. Flecktyphus und andere Epidemien rafften unzählige dahin.

Von der Front wurden Verwundete gebracht. Dumpfer Kanonendonner war zu hören. Die Aeroplane der Weißen kreisten über der Stadt und wurden von den Dächern der Häuser und von den Türmen aus beschossen.

Am 22. Mai, einem sonnigen, schönen Frühlingstag, war das Schießen lebhafter wie sonst. In den Krankenhaus jagte ein Auto voller Matrosen und ebenso schnell jagte es wieder davon. Die wenigen Schwestern und Wärterinnen, die sich zur kommunistischen Partei angeschrieben hatten, liefen weinend zum Hospital hinaus.

Die Weißen waren da!

Ueber die Mauern des Krankenhauses kamen sie gestiegen in ihren bestaubten, feldgrauen Uniformen, die Helme auf dem Kopf. Zuerst rissen sie am Tor die roten Fahnen herunter, dann stürmten sie in das Hospital, um nach Waffen zu suchen.

Alles atmete auf wie nach einem langen, wüsten Traum. Mit einem Schlag war die Stadt wieder lebendig. Auf den Straßen ein Gedränge froher, festlich gekleideter Menschen.

Auf dem Markt Lebensmittel, zwar teuer, aber soviel als das Herz nur begehrte.

„Erledigt, erledigt!“ riefen freudestrahlend unsere jüdischen Apothekerjünglinge.

Und doch — die Freude war keine unge-
trübte. Im letzten Augenblick, als die Weißen
bereits in die Stadt eingedrungen waren,
fanden die Roten noch Zeit, einen Teil der
Gefangenen, Frauen und Männer des bal-
tischen Adels und die Pastore, niederzuschießen.

Die Truppen der Weißen gingen ihrerseits
gegen alle diejenigen schonungslos vor, bei
denen Waffen gefunden wurden. Sie wurden
auf der Stelle erschossen und ihre Leichen

blieben als abschreckendes Beispiel zwei Tage
liegen. In allen Stadtteilen lagen sie, einzeln
oder in Gruppen, auf den Straßen. Inmitten
all der verschwenderischen Frühlingspracht
ging ein Grauen von diesen Toten aus.
Immer wieder drängte sich einem bei diesem
Anblick die Frage auf: „Wann endlich wird
der Rachedurst gestillt sein? Wann wird der
Kampf um die Macht beendet sein? Gestern
hatten die Roten die Macht, heute die Weißen.
Wer wird sie morgen haben?“

Ist alles das, was die jeweiligen glücklichen
Besitzer der Macht mit ihren blutigen Händen
getan haben, Recht gewesen? Ist Macht Recht?

Pro Juventute.

Die Erkenntnis der furchtbaren Folgen des
Weltkrieges, welchen man so ziemlich ratlos
gegenübersteht, treibt in der ganzen Welt die
Verständigen zu selbstloser Arbeit am Gemein-
wohl. Die Anstrengungen zur Bekämpfung
der Trunksucht, der Tuberkulose, der Ge-
schlechts- und der Geisteskrankheiten wachsen.
Man geht an die Wurzeln, man will das
Heim, wo die Familie lebt, verbessern, ver-
edeln. Am wirksamsten ist es zweifellos für
die Heranwachsenden, die Jugend, zu sorgen,
deren Verlotterung Dämme zu setzen, die ge-
fährdeten Kinder zu schützen und auch die
Gesunden zu fördern. Das ist die herr-
liche Aufgabe, welche «Pro Juventute»
sich stellt!

Viel hat die Schweiz für die unglücklichen
Kinder der Kriegsländer getan. Es gilt nun
wieder, den eigenen sich zuzuwenden und zwar

diesmal unserer Schuljugend. Für Hygiene
in und außerhalb der Schule und im weitesten
Sinne, für geistige und moralische Erziehung,
für alles, was zur Kräftigung und Gesund-
erhaltung der Schuljugend dient, für die Be-
kämpfung alles Schädigenden soll gewirkt
werden. Den Einrichtungen und Anstalten
für geistig und körperlich Verwahrloste und
Benachteiligte will «Pro Juventute» kräftige
Hilfe bringen. Die Mittel werden durch den
bekannten, im Dezember stattfindenden Mar-
ken- und Kartenverkauf, sowie Versammlungen
beschafft. Pflicht jedes Schweizers ist es, das
hoffnungsreiche Werk «Pro Juventute» nach
Kräften zu unterstützen. So stärken wir und
führen zur Gesundung die Fundamente un-
serer Gemeinschaft, an welcher so viel Schlim-
mes offen und im geheimen nagt.

Oberst-Korpskommandant W. Wildbolz.

Ergänzung zum Artikel «an die Vorstände der Zweigvereine, Militär- Sanitätsvereine» in der letzten Nummer unseres Blattes.

In obigem Artikel machten wir die Mitteilung, daß der Militär-sanitätsverein sich bereit
erklärt habe, an der Sammlung mitzuhelfen. Wir ersuchten gleichzeitig die Zweigvereine, sich
mit den Sektionen des Militär-sanitätsvereins in Verbindung zu setzen.

Diese Mitteilung geschah, damit die Zweigvereine die Sektionen des Militär-sanitäts-
vereins nicht vergessen zur Sammlung herbeizuziehen. Es fehlte im Artikel das Wörtchen